

Nr. 89. Bromberg, den 16. April 1930.

Die Wandlung.

Roman von Hans-Joachim Flechtner.

1.

Seit etwa einem Jahr befand Kurt Korrat sich in Berlin, um, wie er es nannte, „das Leben kennen zu lernen."

Seine Eltern allerdings erzählten daheim in der kleinen Provinzstadt ihren Bekannten stolz, daß ihr Sohn jetzt in Berlin Medizin studiere und zeigten regelmäßig die schönen bunten Postkarten, die ihr Kurt ihnen monatlich einmal schickte. Karten, mit Abbildungen der Universität, der Kliniken und Institute, Karten, auf denen der Sohn häufig im Überschwang eins der winzigen Fenster der breiten Fronten angekreuzt hatte und mit Bleistift so Kenntnis von seinem „Arbeitsraum" gab.

In Wirklichkeit war er nur ein einziges Mal im Hörsaal gewesen, hatte dort in der ersten Stunde eine Studentin kennengelernt, mit der er eine Stunde später bereits unterwegs nach Wannsee war, um sich erst einmal von der anstrengenden „Arbeit" in den dumpfen, luftlosen Räumlichkeiten zu erholen.

Die Freundschaft mit der jungen Studentin hatte ein Semester gedauert. Inge Landolt war ein prächtiger Mensch, Sportsmensch durch und durch, und von jener sachlichen Kameradschaft, die es verstand, das Interesse des Freundes für sie auch wirklich in den rein menschlichen Grenzen zu halten. Sie waren zusammen geschwommen, hatten gerudert, waren durch die weiten Wälder der Umgebung gewandert und wenn sie auch beide nicht viel Wissensstoff aufsogen, so waren sie doch am Ende dieses Semesters frisch und erholt, braungebrannt und kraftvoll, gewappnet für den schweren Winter, den sie in einer kleinen Universität zur ernsten Arbeit benutzen wollten — und der sie in das zentrale Leben der großen Stadt führen sollte.

In weitem Bogen hatte er während des Sommers das schlafende Ungeheuer Berlin umkreist — und die Eltern freuten sich in den Ferien, wie gut ihrem Jungen das schwere Studium bekam, wenn auch der Vater beim Anblick seines Sohnes in Erinnerung an seine eigenen ersten Semester ein verständnisinniges Schmunzeln nicht unterdrücken konnte.

So hatten die Ferien ein paar sonnige Wochen für die ganze Familie bedeutet, bis schließlich der Herbst zu neuer Arbeit rief. Mit großer Sorgfalt wurden Smoking und Frack eingepackt, wobei der Vater ihn fragte, ob jetzt Frack der Pflichtanzug fürs Kolleg sei, oder ob sie in diesem Semester so viele akademische Feiertage zu erwarten hätten.

Kurt umging die Anzapfung mit ein paar belanglosen Worten, dann kam der Abschied — und die Hauptsache: die gefüllte Brieftasche, die der „alte Herr" für das schwere Wintersemester etwas reichlicher bemessen hatte.

Und der Winter wurde wirklich anstrengend. Gesellschaften, Bälle, Verabredungen aller Art, nebenbei viel Sport und eine Vorliebe für langes Schlafen, teilten die Zeit so völlig ein, daß ihm wirklich keine freie Minute blieb, wie er es oft und gern betonte. Machte ihm sein Freund Vorwürfe über die Vernachlässigung seiner Studien, lachte er ihn aus.

„Ich treibe Sport, um meinen eigenen Körper kennen zu lernen. Wie soll ich fremde Körper heilen, wenn ich meinen eigenen nicht kenne."

Die vielen weiblichen Bekanntschaften waren lediglich Studienobjekte, war es doch allbekannt, daß die Psychologie der Frau noch immer ein völlig dunkles Gebiet war. Schlaf und Essen waren gesund, und wer sollte nach der Gesundheit leben, wenn nicht er, der zukünftige Mediziner.

Lachend ging man dann über das verfängliche Thema hinweg, wandte sich freudigeren Dingen zu, bis eine neue Verabredung den Vielbeschäftigten aus dem Kreis riß.

Es war ein Wunder, daß Kurt bei diesem gehetzten Dasein so frisch und kraftvoll blieb, und wenn nicht in diesem großen Berlin ein Verwandter gesessen hätte, der ihn von Zeit zu Zeit „belästigte", wäre er wohl restlos glücklich gewesen.

Dieser Verwandte aber war ein alter Onkel, Doktor Germann, der in Lichterfelde eine kleine Villa besaß und als Privatgelehrter seinen Neffen oft in peinliche wissenschaftliche Gespräche zog. Er war einer jener stillen wissenschaftlichen Arbeiter, deren Ruhm nie in die Welt hinausdrängt und der im Eifer der Kleinarbeit mehr Idealismus für seine Wissenschaft aufbrachte, als manche weltbekannte Autorität und mancher Universitätsprofessor von hohen Ehren und großem Ruf.

Doktor Germanns „Belästigungen" bestanden meist in einem kurzen Schreiben, das den Neffen umgehend zu sich bat. Dann legte der Onkel dem „jungen Kollegen" einige Anfragen über medizinische Probleme vor und bat ihn meistens um die Übernahme irgendeiner kleinen Arbeit. Kurt mußte zu den verzweifeltsten Ausreden greifen, um, ohne den alten Herrn zu verletzen, um die unangenehme Aufgabe herumzukommen.

So war auch das zweite Semester hingegangen, der Frühling begann seine Herrschaft anzutreten und Korrats Verpflichtungen häuften sich gegen Ende des Semesters erschreckend. Um so unangenehmer war es ihm, als ihn nach langer Zeit ausgerechnet jetzt wieder einmal ein Brief des Onkels erreichte, der in lakonischer und formelhafter Kürze um den Besuch des Neffen bat.

Und wie stets kämpfte Kurt einen langen Kampf, ob er diesmal nicht endlich den alten Mann sitzen lassen sollte.

Eine halbe Stunde hatte er allerdings Zeit, nahm man sich ein Auto, ließ es sich vielleicht schaffen. Und wie in allen früheren Fällen, beugte er sich seufzend dem Zwang.

Auf der Fahrt wurde er aber bald fröhlicher. Das Wetter war so strahlend, die großen Alleen der Schloßstraße leuchteten im ersten frischen Grün, und wohlig dehnte er sich in die Polster. Das Leben war ja so schön, daß es schade um jeden ärgerlichen Gedanken war. Was sein mußte, das mußte eben sein, es war zwecklos, sich über das Unabänderliche zu ärgern.

In dieser Stimmung langte er bei seinem Onkel an. Die alte Wirtschafterin, die nie ein Wort mehr sprach, als das notwendige „Guten Tag" und „Auf Wiedersehen", führte ihn in das Arbeitszimmer des Gelehrten und bedeutete ihn mit einer Handbewegung, Platz zu nehmen.

Und er spielte wie bei jedem seiner Besuche den alten Scherz, als hielte er sie nicht nur für stumm, sondern auch für taub und schrie ihr seine Begrüßung und eine Fülle von Fragen über Wetter, politische Lage und wirtschaftliche Not entgegen, die sie nur mit einem ärgerlichen Kopfschütteln beantwortete. Lachend blieb Kurt allein.

Wie dieses Zimmer nur aussah! Sonst hatte ihn der Onkel hier immer schon erwartet, und er hatte keine Gelegenheit zu näherer Besichtigung der geheimnisvollen Örtlichkeit gehabt. Hier also arbeitete der Gelehrte, in diesem Buchladen, in dieser staubigen, halbdunklen Klosterzelle, deren einziger Schmuck ein tieforangefarben leuchtender Vorhang war.

Grau in Grau die endlosen Bücherreihen, denn Doktor Germann kaufte prinzipiell nur geheftete Bücher, weil er das Farbenchaos einer gebundenen Bücherei verabscheute. Bücher, wohin man sah, ein paar Stühle, die unter der papiernen Last fast zusammenbrachen, ein Schreibtisch, der kaum Platz für Tintenfaß und Schreibmappe hatte — und sonst nur Bücher. Werke aus allen Gebieten. Denn Doktor Germann war sehr altmodisch, fast von einer mittelalterlichen Gotik, er frönte dem Streben, in allen Wissensgebieten zu Hause zu sein, sich nicht mit den Schenklappen des Spezialistentums zu umgeben. Bücher aus allen Gebieten — auch medizinische.

Kurt stand lange mit einer gewissen Hochachtung vor den langen Reihen, die Werke aus seinem eigensten Studiengebiet enthielten, und unwillkürlich erschrak er für Augenblicke, als er bedachte, daß eines Tages der Zeitpunkt kommen werde, an dem auch er diese dickleibigen Wälzer zur Hand nehmen müsse.

Zum ersten Male spürte er plötzlich ernsthaft, daß sein augenblickliches Leben in seiner Leichtigkeit und Schönheit nicht endlos währen könne, daß er einmal vor der Notwendigkeit stehen würde, Schluß zu machen, zu arbeiten, zu streben, um sich einen festen Platz in der menschlichen Gesellschaft zu erkämpfen.

Und ein fast kindlicher Unwille ergriff ihn bei dem Gedanken, daß man arbeiten muß, wenn man leben will, so schön und herrlich leben, wie er es jetzt gewohnt war.

Mißmutig schritt er an den Regalen entlang, griff ziellos hier und da in die Fächer, bis er plötzlich von einem übermäßig umfangreichen medizinischen Lehrbuch angezogen wurde. Die Neugier packte ihn, zu erfahren, was diesen Band wohl füllen könnte. Nachlässig blätterte er in dem Buche, sah die langen Reihen von chemischen Formeln — Physiologie des Menschen — Puh. Große bunte Tafeln, Abbildungen von Geweben, Zellen, in mikroskopischen Schniten und Färbungen.

Er mußte plötzlich lächeln. Eigentlich hübsche Webemuster für Mutter, dachte er und faßte den Vorsatz, sich für die nächsten Ferien ein anatomisches Handbuch zu leihen und es ihr mitzubringen. Solches Tun schien das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinen, sie freute sich, daß er an sie gedacht — und der alte Herr sah, daß man arbeitete und ließ vielleicht die gefährlichen ironischen Anzapfungen.

Kurt blätterte weiter, plötzlich stockte er. Das Buch fiel an einer Stelle von selbst auseinander, da einige Zettel die enggepreßten Bogen auseinanderdrückten.

Aha, Notizen vom Onkel, dachte er und warf einen neugierigen Blick auf die Blätter. Aber in tiefem Erstaunen sah er, daß diese Zettel eine Vermögensaufstellung enthielten, einen kurzen Überschlag über ein Vermögen von nicht gering zu bewertender Größe.

Der Onkel hatte sie wohl in seiner bekannten Art nachher einfach als Lesezeichen benutzt. Da waren Aktienvermögen in Höhe von fast einer Million Mark, dazu kamen Hypotheken, Barvermögen, ja, auf dem zweiten Zettel auch Grundbesitz, einige Eigenhäuser usw.

Kurt legte die Blätter nachdenklich an ihre Stelle zurück. Daß der Onkel so reich war, hatte ja niemand aus der Familie geahnt. Zuzutrauen war es ihm, daß er seinen Reichtum vor jedermann geheimhielt. Und daß es sich wirklich um sein eigenes Vermögen handelte, konnte kaum zweifelhaft sein. Zu deutlich standen am Kopf des ersten Blattes in der charakteristischen Handschrift des Gelehrten die Worte: Mein Vermögen.

Und er — Herrgott, was war er für ein Esel gewesen! Immer hatte er den Alten abrutschen lassen, hatte sich nicht um ihn gekümmert, ihn vielmehr als notwendiges Übel betrachtet — und leider es ihn auch fühlen lassen.

Das mußte anders werden! War es denn nicht auch die einfache Pflicht verwandtschaftlicher Höflichkeit, daß man einen guten Onkel, der sich um seinen Neffen sorgte, nicht kränkte, sondern ihm half, so gut man konnte. Er hatte sich unverantwortlich benommen!

Kurt wurde in seinen Überlegungen durch den Eintritt des Onkels unterbrochen. Er riß sich zusammen, um dem Onkel nicht gleich zu Anfang seine plötzliche Sinnesänderung zu verraten. Freundlich wie stets begrüßten sich die Verwandten, schüttelten sich herzhaft die Hände und der Onkel bot dem Neffen eine Zigarre an. — „Alter Geizhals", dachte Kurt. „Bei deinem Vermögen könntest du dir auch bessere Sorten leisten" — und eine Zeitlang saßen sich die beiden schweigend gegenüber. Dann begann der Onkel.

„Ich habe dich wieder einmal hergebeten, lieber Junge. Du hast zwar bisher selten für mich Zeit gehabt, da deine Studien dich so sehr mit Beschlag belegen. Heute aber habe ich eine Bitte, deren Erfüllung so im Rahmen deiner Arbeiten liegt, daß du sie mir nicht nur nicht abschlagen, sondern sogar mit besonderer Freude übernehmen wirst. Es handelt sich nämlich um das neue Werk von Professor Wolthausen, du hast davon schon gehört?"

Kurt nickte eifrig. Zwar wußte er nicht, wer Professor Wolthausen war, auch von dem Werk hatte er noch nichts vernommen . . .

Der Onkel lächelte verstohlen.

„Ach, ich irre mich! Der Gelehrte heißt nicht Wolkhausen, sondern Willrath. Die vielen Namen gehen einem jetzt doch schon etwas durcheinander. Also Willraths neuestes Werk habe ich mir besorgt und möchte dich bitten, es möglichst bald durchzulesen. Ich brauche einige Einzelheiten für eine neue Arbeit und möchte mir nicht die Mühe machen, das Ganze daraufhin durchzuarbeiten. Würdest du so freundlich sein, mir diese Auszüge zu machen. Ich habe alles Wissenswerte auf einem Blatt notiert."

Kurt überlegte angestrengt. Daß er selbst das Buch verarbeitete, war natürlich ausgeschlossen. Denn selbst, wenn er ehrlich die Absicht gehabt hätte, reichte sein Wissen keineswegs aus, zum mindesten hätte er Monate dazu gebraucht. Aber da war Breuning, Breuning konnte das für ihn machen.

„Lieber Onkel, es freut mich, daß ich dir heute nicht wieder einen abschlägigen Bescheid geben muß . . ."

„Du willst die Arbeit also übernehmen?" Doktor Germann fragte es überrascht. „Das ist aber lieb von dir. Hier hast du das Werk", er gab dem Neffen einen Band von ungefähr 700 Seiten, „in vier Wochen wirst du wohl fertig sein können."

„Aber selbstverständlich lieber Onkel. Wird gemacht und pünktlich erledigt." Hoffentlich war Breuning noch nicht nach Hause gefahren.

Der Onkel schüttelte ihm dankbar die Hand, und Kurt ließ von der Wirtschafterin sich hinausbegleiten. Dr. Germann aber ging leise schmunzelnd in sein Arbeitszimmer zurück, räumte ein Schachbrett aus dem Fach und vertiefte sich in eine Schachaufgabe.

Kurt aber saß in einer Taxe und fuhr im schnellsten Tempo zum Stadion. Das dicke Buch hielt er fast ängstlich unter dem Arm. Eigentlich hätte er zuerst Breuning aufsuchen sollen, aber seine Zeit war längst vorüber und Verabredungen warten lassen, das war unkameradschaftlich. Trotzdem kam er zu spät.

(Fortsetzung folgt)

Ein vielverlästerter Liebling.

Was sich das Altertum vom Kuckuck erzählte. — Das Geheimnis vom Kuckucksei.

Von Manfred Ludwig.

Er steht in einem recht schlechten Rufe, jener unscheinbare scheue Vogel, den wir so selten zu Gesicht bekommen, dessen Wesen auch heute noch voller Geheimnisse ist, der aber durch seinen einförmigen und doch so gern gehörten „Gesang" und durch sein rücksichtsloses Eingreifen in das Familienleben vieler kleinerer Vögel hervortritt wie kein zweiter in der deutschen Vogelwelt.

Schon die alten Hellenen haben den Kuckuck verlästert; soll doch der göttliche Schwerenöter Zeus in die Gestalt dieses Vogels geschlüpft sein, um ahnungslose Jungfrauen zu überlisten. Was die Griechen für ein Symbol des Verführers ansahen, galt den ersten Christen als Verkörperung des Betrugs und Geizes: Der reiche Bäcker, den der Heiland vergeblich um ein Stücklein Brot bat, wurde dafür zur Strafe in den Kuckuck verwandelt, der nun unstet und flüchtig umher schweifen muß. Eine andere Sage erzählt, daß einen schurkischen Bäcker, der die armen Leute beim Backen um einen Teil ihres Mehles betrog, jenes Schicksal ereilte. Noch heute fürchten abergläubische Balkanvölker den Kuckuck als Vampyr. Und wenn wir heute einem Menschen, der sich unser Mißfallen zugezogen hat, zurufen: „Geh zum Kuckuck!", so brandmarken wir damit das arme Tier gar als einen Vertreter der finsteren Unterwelt, der höllischen Mächte.

Und wahrlich, das pflichtvergessene Treiben der Kuckuckseltern ist auch nicht dazu angetan, für diesen Vogel Sympathien zu erwerben. Neuerdings hat es sich die Wissenschaft— besonders mit Hilfe der Filmkamera — zur Aufgabe gesetzt, dem geheimnisvollen Gebaren der lieblosen Kuckucksmutter nachzuspüren, die den fremden Vogel, z. B. Würger, Grasmücke, Pieper, bei dem Nestbau beobachtet und dann während der Abwesenheit der Alten das eigene Ei heimtückisch zwischen die fremde Brut legt. Wie das Weibchen dieses fertig bringt, hat aber bisher noch nicht festgestellt werden können. Nach der Ansicht einiger Forscher legt der Kuckuck sein Ei zunächst auf den Boden und trägt es dann im Schnabel in das Nest der künftigen Pflegeeltern. Eine andere Meinung geht dahin, daß der Vogel ein Ei aus dem fremden Nest nimmt und es solange im Schnabel hält, bis er das eigene zur Welt gebracht hat. Geradezu erschütternd ist es, im Bilde zu sehen, wie nun der junge Kuckuck alle sein Nestgenossen nach und nach angreift und hinaus befördert, wie die Pflegemutter den Eindringling weiter wärmt und füttert, während die eigenen Kinder als Leichen oder mit dem Tode ringend im Neste liegen. Das sind Vorgänge, denen wir mit unsern menschlichen Anschauungen von Gut und Böse fassungslos gegenüber stehen. Dieser Trieb zur Alleinherrschaft — oder worauf soll er sonst gerichtet sein? — richtet sich sogar gegen Artgenossen, wenn in demselben Neste zwei junge Kuckucke aus den Eiern schlüpfen. Dann beginnt ein Kampf auf Leben und Tod, bis der Schwächere aus dem Neste geschleudert wird. Man darf also in dieser Hinsicht schon froh sein, daß nicht das ganze Gelege eines Kuckucksweibchens — es kann in einem Frühjahr auf 18 Eier steigen — heranzuwachsen pflegt. Andererseits ist nicht zu vergessen, daß dieser Vogel sich durch das emsige Vertilgen haariger Raupen nützlich macht, die von anderen Insektenfressern verschmäht werden.

Trotz aller dieser Missetaten, die Legende und Wissenschaft dem Kuckuck vorwerfen, gehört er zu den beliebtesten Bewohnern unserer Wälder. Zwar weilt er nur vier Monate bei uns. Aber sie umfassen die schönste Zeit des Jahres. Der Kuckuck ist uns der Künder des Sommers. Im Wonnemonat Mai, wenn der Frühling am üppigsten blüht und sich anschickt, dem Sommer die Hand zu reichen, wenn auch die Spätlinge unter den Bäumen ihr grünes Kleid angelegt haben, dann erschallt des Kuckucks Ruf. Schon im ersten Frührotschein, zur Zeit der Sommersonnenwende ein Viertel vor drei Uhr morgens, klingt die unermüdliche Stimme über die umbuschten Wiesen, die Obstgärten und Weinberge. Und am späten Abend, wenn die Dämmerung hereingebrochen ist und rings alle Vögel schweigen, hören wir ihn am einsamen Waldessaum. Beim Kuckucksruf beginnt wohl jedes Menschenherz schneller zu pochen, dann stockt der Fuß des rüstigen Wanderers, er zählt die Rufe und ermißt daran die Dauer der ihm noch beschiedenen irdischen Pilgerfahrt; er fühlt — ja, leider! „am Golde hängt doch alles" — nach der Brieftasche, denn soviel wie zur Zeit des Kuckucksrufes darin vorhanden ist, soll sie angeblich während des ganzen Jahres enthalten. In unzähligen Volks- und Kinderliedern kehrt der Kuckuck wieder. Und was der Dichter vor Jahrhunderten sang, trifft auch heute zu und wird sich noch in Jahrhunderten bewahrheiten: „Der Kuckuck mit sei'm Schreien macht fröhlich jedermann."

Der Opferstein.

Erinnerung von Hannah Fechner.

Nach fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit feierte ich Wiedersehen mit Adschmir, der stolzen alten Radschputenstadt mit ihren unerhörten Bauten und ihrer Tradition von kühnem Heldentum, barbarischem Pomp und zähem Märtyrertum. Das Auto brachte mich an manche Erinnerungsstätten. Ach ja, der Satti-Stein! Welch aufregende Augenblicke knüpfen sich an diese Stelle! Mein Wagen konnte den verwachsenen Pfad durch Wald und Dschungel nicht weiter finden, so ging ich mit einem bewaffneten Sowar zu Fuß. Unterwegs stiegen mir viele unvergeßliche Bilder auf. Ich dachte an meine frühere Tätigkeit als Ärztin in der Senana, dem Königinnenpalast, dessen Intrigen und herzbewegende Abenteuer ebenso verschlungen und verworren waren wie die Gänge und Gemächer des unfreiwilligen Gefängnisses königlicher Frauen, zarter Prinzessinnen, verdüsterter Witwen und zahlloser Dienerinnen, von denen viele geliebte Konkubinen der fürstlichen Herren waren.

Jetzt kam ich an dem Platze an. Da stand der alte, thronartige, glänzend schwarze Stein, aufrecht und finster mitten im hohen, steifen Grase, unter tief hängenden Ästen mächtiger Tamarisken. Aber sieh! ein schmaler Fußpfad — richtig! da auch die armselige Hütte aus Bambusgezweig des frommen Sadhu, eines uralten früheren Dieners des Palastes. Treulich hielt er Wache. Die Seufzer und Tränen so vieler Todesopfer vergangener Jahrhunderte schienen noch in den Zweigen zu weben! Längst war die Satti, die Witwenverbrennung, verboten und wurde strengstens geahndet. Und doch! Der Fanatismus, die Ekstase religiöser Begeisterung hielten den alten Brauch aufrecht.

Wohl erinnere ich mich der tödlichen Krankheit des Prinzen Scher Singh, der Angst und Verzweiflung seiner holden jungen Gemahlin, der Prinzessin Meher Bai, die erst kürzlich aus einem entfernten Radschputen-Staate des Nordens gekommen und mit großem Pomp verheiratet worden war. Düster bedeutsam gingen die Blicke und das Zischeln der Frauen; Unheil verkündete das fatalistische Antlitz der Brahmanen. Herzzerreißend erklangen eines Morgens die Wehrufe, das Klagegeschrei, von dem die Mauern und Hallen der Paläste widerhallten. Dumpf schallte das Tamtam der Riesentrommel, den Tod des Prinzen verkündend. Ach, wie gern wäre ich der Zarten, der Lieblichen zu Hilfe geeilt, denn überall zischelte man's im Basar: „Sie ist Satti, wißt ihr es nicht? Bei Nacht wird sie mit ihrem Gatten verbrannt." Ich war auf Wochen aus dem Palaste verbannt, um als Unreine nicht die Totenzeremonien zu stören. Tag und Nacht quälte mich der Gedanke an das junge Opfer, meinte ich das gelle Todesschreien des zarten, in Flammen glühenden Mädchens zu hören, übertönt von dem Rauschen, Trommeln und Wehklagen der Instrumente. Oder war sie mit der stolzen, stoischen Ruhe der echten Radschputenkinder an den Marterpfahl gegangen? Ungezwungen tat sie dies nie, das wußte ich. Denn wie hätte sich das blühende junge Leben dem todkranken Prinzen freiwillig opfern können? Schon am Todestage zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang war der grause Ritus vollzogen worden. Sollte ich es wagen, der verborgenen, verfemten Stätte zu nahen? Nur Mut! Ich ließ mein Pferd satteln, nahm nur meinen treuen, verschwiegenen Reitknecht Birya mit, und als alles schlief, brachen wir auf, gelangten nach einer Stunde mühseligen Pfadsuchens beim bleichen Lichte des abnehmenden Mondes an die

melancholische Stätte. Nichts regte sich, nur fliegende Füchse flatterten gelegentlich mit ihrem wehklagenden Schrei durch das dichte Geäst. Ein schwacher, brenzlicher Geruch, mit starkem Duft von Rosenöl und Sandelholz gemischt, hing über der Stätte. Ein Mondstrahl fiel gerade auf den Marterthron, und ich setzte mich, in trübem Nachdenken, stocherte mit meiner Reitgerte in der Asche. Da — plötzlich — blinkte es zu meinen Füßen. Ich bückte mich und gewahrte zu meinem maßlosen Erstaunen einen Ring mit glitzerndem Stein. Ich hob ihn auf. Ja, wahrhaftig, mein Ring, den ich einst der schönen, sanften Schri Dewi, der Dienerin Meyer Bais, für tatkräftige Hilfeleistung bei einer schweren Entbindung geschenkt hatte und den ich seitdem stets an ihrem Finger bemerkt hatte. Ein Gedanke blitzte in mir auf: Schri Dewi, die Arme, war geopfert und die Prinzessin frei ausgegangen. Aber wie hatte das geschehen können . . .?

Erst nach Jahren kam die Lösung. Ganz unerwartet! Ich war in London in einer kleinen Abendgesellschaft. Man sprach von Jack Miller, der mit seiner indischen Frau noch erwartet wurde. Ein Geheimnis verschleierte diese Ehe, keiner wußte, wer die Frau war. Aus Amerika hatte er sie vor zwei Jahren mitgebracht. Sie traten ein. Auf den ersten Blick sah ich's: Die strahlend schöne, liebliche Frau in der anmutigen Gewandung ihrer Heimat war Meyer Bai. Auch sie erkannte mich, erschrak sichtlich, aber ich lächelte sie verständnisinnig an. Eine halbe Stunde später saßen wir auf einem Diwan in einer verschwiegenen Ecke, und sie erzählte mit von dem Abenteuer jener Nacht. Schri Dewi war die Geliebte des Prinzen gewesen, ihm leidenschaftlich ergeben und nur von dem einen Wunsche beseelt, ihm in den Tod zu folgen. Jack Miller, amerikanischer Ingenieur und Vertrauter des Radscha, sei in das Geheimnis der geplanten Verbrennung gezogen und habe bei den Vorrichtungen geholfen, immer in der geheimen Absicht, die, die er nach einem flüchtigen Sehen leidenschaftlich liebte, zu befreien. „Ich ahnte nichts“, fuhr sie fort, „hatte mich unter Schaudern und Verzweiflung zu dem gräßlichen Gang gerüstet. Gebadet, gesalbt, mit Blumen geschmückt, lag ich — vergehend vor Todesangst — auf der Bahre mit meinem toten Gatten. Man hob mich herunter, trug mich, die ich sinnlos vor Angst war, auf den schwarzen Stein. Schon machten sich die Priester geschäftig daran, die Lohe zu entzünden, als Bewegung und Lärm entstanden: „Die Polizei kommt! Flieht!“ Ich fühlte mich von starken Armen aufgehoben, eingewickelt und in einer Sänfte eilig fortgetragen. Unaufhörlich ging die Reise, Nacht und Tag. Dann sah ich meinen Befreier. Ist es zu verwundern, daß ich ihn liebte, anbetete? Von Bombay aus reisten wir geradewegs nach Amerika. Er erzählte mir, wie Schri Dewi in der allgemeinen Verwirrung auf den Scheiterhaufen gesprungen sei, unter jauchzendem Gesang sich in die Flammen gestürzt habe. Ach, ich fühlte mich so klein, so feige. Aber mein Geliebter beruhigte mich. Das Schicksal hat wunderbare Wege. Die Zeitungen waren voll von dem Ereignis, wie ein junger Ingenieur das sträfliche Vorhaben zur rechten Zeit entdeckt, aber nicht habe verhindern können, daß Prinzessin Meyer Bai geopfert wurde, wie die Schuldigen, der Radscha und vor allem die Priester zur Verantwortung gezogen seien. „Ich bin glücklich, ganz glücklich“, so sagte sie, meine Hände drückend, „er hat mich leben gelehrt.“

All das erlebte ich noch einmal an jener Stätte der Erinnerung. Schri Dewis Geist schien mich lächelnd zu umschweben, mir zuzuflüstern, daß sie in ihrem jähen Liebesopfer tiefstes Glück gefunden habe.

Dienst am Kunden.

Elegische Groteske von **Ludwig Waldau.**

Gleich im voraus sei es bemerkt: ich schrieb diese Zeilen nicht, um die Augen meiner werten Zeitgenossen vor Mitleid mit mir träufeln zu machen wie altersschwache Dachrinnen; nein — nur, um einmal Stellung zu nehmen zu einer Gepflogenheit heutiger Tage, die man stolz mit „Dienst am Kunden“ bezeichnet.

Es war gestern. Ich bummle durch die Stadt und denke an gar nichts Böses. Da plötzlich habe ich so ein eigenes, lockeres Gefühl am Halse! Ich kontrolliere intensiv mit der Hand die Gegend meines Adamsapfels, und schon weiß ich Bescheid: der Kragenknopf ist mir geplatzt! Eiskalt läuft es mir den Buckel herunter! Meine Strümpfe zittern fast hörbar! Schweinerei verdammte! Schon kiekst die rechte Stehumfallklappsturzkragenhälfte frech gen Himmel, und das Band meiner Krawatte schmiegt sich zärtlich an meinen bloßen Schwanenhals! Empört hasche ich nach dem frechen, rechten Kragenende; schwapp! schnappt kühn das linke hoch! Verschiedene Passanten bleiben stehen und grinsen schadenfroh. Da — Gott sei Dank: Rettung! Ich sehe drüben an der Straßenecke ein Schild: „Schnaffte & Co., Herrenbekleidung!“ Ich schalte meine Gehhölzer auf höchste Geschwindigkeit ein und schon bin ich drüben.

Im Laden ein Herr, der aussieht wie ein Gesandtschaftsattaché; mit einem mit Honig geölten Maschinengewehrmundwerk. „'n Tag, mein Herr! Sehe schon: Malheur gehabt, Kragenknopf geplatzt! Kleinen Moment! Schaden sofort geheilt! — Froilein: Kragenknöpfe!“ — „Bitte sehr, mein Herr!“ Jetzt fing das „Froilein“ an: „So, wenn ich bitten darf, mein Herr: Kragenknöpfe! Da hab' ich hier etwas ganz Unverwüstliches: neuestes Modell; ganz aus einem Stück; kann nie platzen! Mit diesem Knopf reichen Sie bestimmt bis an Ihr Lebensende! Das Dutzend nur zwei Mark! Ich darf Ihnen doch gleich zwei Dutzend einpacken, bitte schön!“ Hier wollte ich ja eigentlich protestieren,, da ich annehme, daß mein Leben schließlich doch nur ein Ende und nicht vierundzwanzig Stück hat; aber ich kam nicht zu Worte. Wie durch Zauberei standen auf einmal Kragen vor mir ,und das „Froilein“ schnurrte weiter: „Zu unserem Dauerkragenknopf wird ausschließlich unser Kragen „Gentleman“ getragen! Sie gelten heute nur als Kavalier, wenn Sie „Gentleman“-Kragen tragen! Ich darf Ihnen also drei Dutzend „Gentleman“, Halsweite dreiundvierzig, beipacken; bitte sehr, mein Herr!“ Und ehe ich mich zu einer Entgegnung aufraffen konnte, türmten sich schon wieder ganze Berge von Schachteln mit Krawatten vor mir auf. „Für unseren „Gentleman“-Kragen speziell angefertigt: unsere Krawatten, Marke „Genial“! In Schmetterlingen, Plastrons, Schleifen, Selbstbindern. Kein „Gentleman“-Kragen ohne „Genial“-Krawatte! Der Preis ist so gestellt, daß unter einem halben Dutzend pro Dessin nicht abgegeben werden kann. Ich lege Ihnen je Muster ein Dutzend bei, nicht?“ Jetzt mußte ich mich setzen; der Angstschweiß brach mir aus jedem Knopfloch! Doch ehe ich mir dessen so recht bewußt wurde, hatten sich zu den Krawatten wieder Oberhemden, zu diesen Socken, Hosenträger, Manschettenknöpfe, Schlipsnadeln, Unterhosen ,Netzhemden, Badehosen, Seife, Parfün dazugesellt! Und einen Sportanzug, einen Straßenanzug, einen Cut, einen Smoking, einen Frack, einen Paletot, einen Pelz fand ich auch auf der Rechnung, als ich dann endlich zur Tür geleitet wurde. Mein lendenlahmes „Aber . . .“ quittierte der Gesandtschaftsattaché nur mit einem verbindlichen „O bitte sehr, mein Herr: Dienst am Kunden! Wir wissen, was wir unseren Kunden schuldig sind!“

Und ich jetzt, was ich der Firma Schnaffte & Co. schulde! Ich könnte platzen, wie der unselige Kragenknopf!



*** Milch aus der Luft.** Die Amerikaner sind Mordskerle, das muß ihnen der Neid lassen. Netzt haben sie sogar Milch aus der Luft gewonnen. Scherz, sagen Sie? Nein, Tatsache. War nicht einmal allzu schwierig. Wunder der Chemie? Auch nicht. Natur und ein bißchen Technik, Luftfahrt. Man hat eine Kuh ins Flugzeug gestellt und sie im Fluge über der Stadt St. Louis gemolken, in 600 Meter Höhe bei 135 Kilometer Stundengeschwindigkeit. Die Milch wurde literweise mit Fallschirmen abgeworfen. Eine Flasche hat auch Oberst Lindbergh bekommen. In dem Flugzeug befanden sich außer dem Milch gebenden Rindvieh ein Filmoperateur, ein Rundfunkansager und ein Journalist.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.